



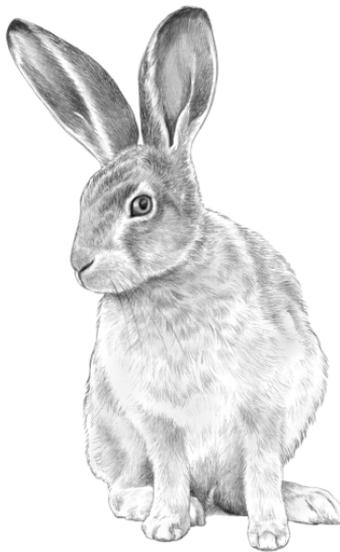
Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser  
gesamtes Programm finden Sie unter [www.klett-cotta.de](http://www.klett-cotta.de)

Chloe Dalton

# Hase und ich

Die Geschichte einer  
außergewöhnlichen Begegnung

Aus dem Englischen von  
Claudia Amor



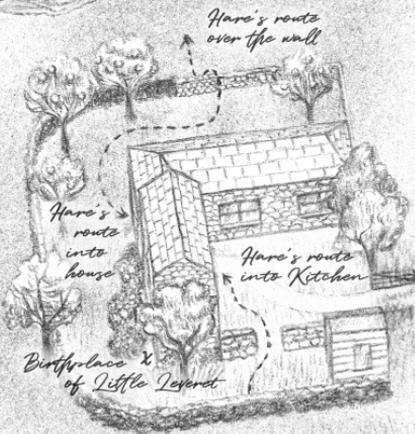
Klett-Cotta

*Diese Leseprobe umfasst den Prolog und ein Kapitel.*

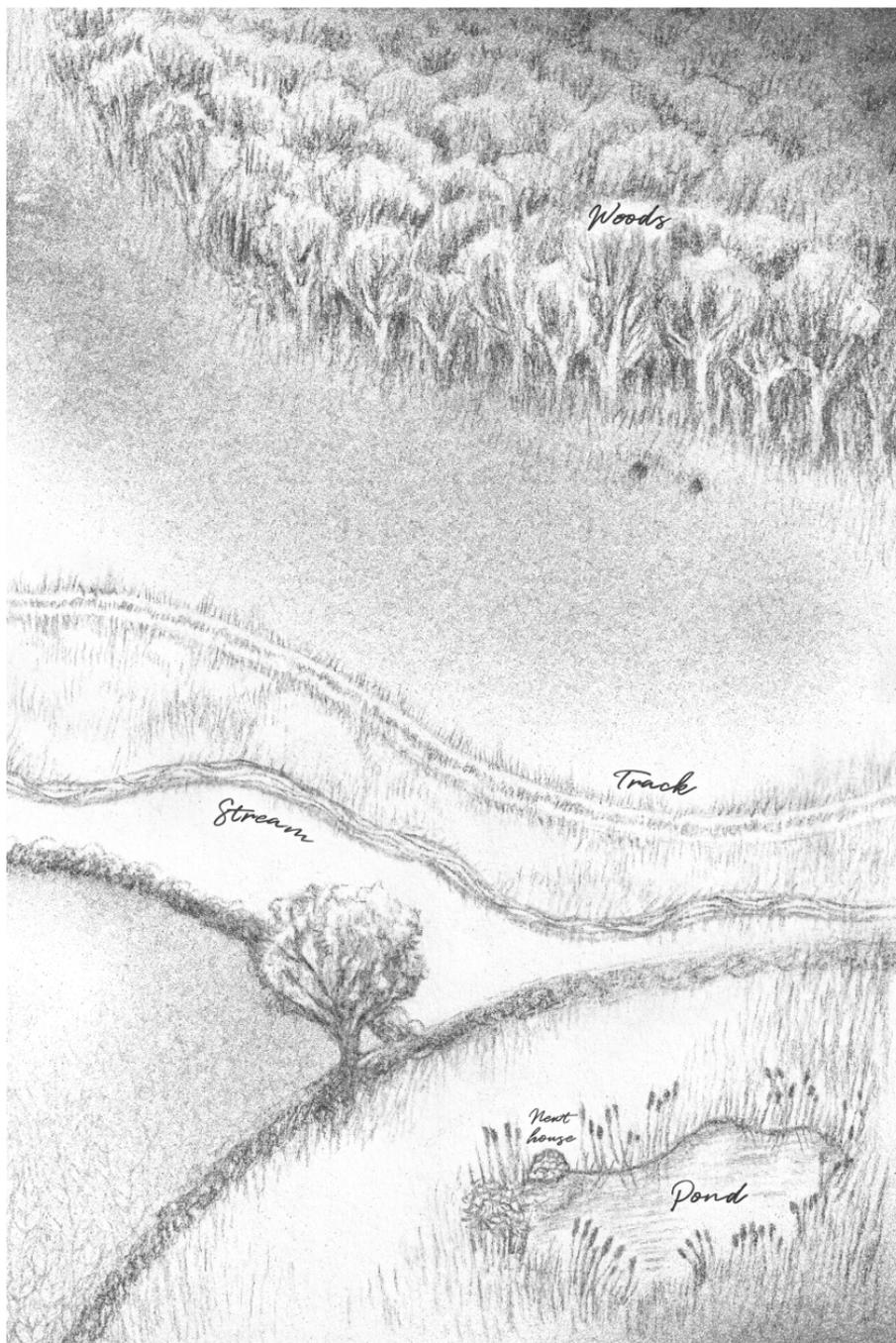
*Letzte Korrekturen sind nicht enthalten.*

*Bitte nicht vor dem 15.03.2025 besprechen.*

*Wild flowers*



*Wheat Field*



Klett-Cotta

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Raising Hare« im Verlag  
Canongate Books Ltd, 14 High Street, Edinburgh EH1 1TE.

© 2024 by Chloe Dalton

Für die deutsche Ausgabe

© 2024 by J.G.Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,  
gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte sowie die Nutzung des Werkes  
für Text und Data Mining i.S.v. § 44 b UrhG vorbehalten

Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg unter Verwendung der Daten  
des Originalverlags © 2024

Illustrationen: © 2024 Denise Nestor

Karten: © 2024 Jamie Whyte

Handlettering: Christina Max, christinamax.de

ISBN 978-3-608-96638-1

E-Book ISBN 978-3-608-12398-2

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

»Manch ein Hase ist schneller und  
kräftiger als die anderen, ganz so wie  
beim Menschen und anderen Tieren.«

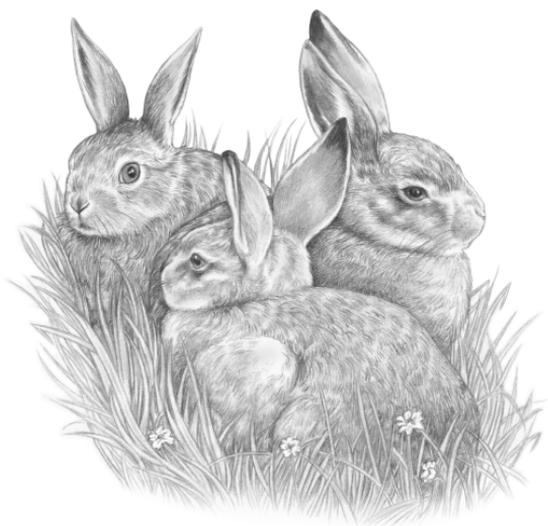
Edward of Norwich, *The Master of Game*

Aus Schatten und Sonne,  
so ist unser Leben gemacht.  
Doch vergiss nicht, wie klein der Schatten ist  
und wie groß die Sonne lacht.

*Spruch auf einer Sonnenuhr*



*Für meine Familie und meine Freunde*



# Inhalt

Prolog – 9

## TEIL EINS

1. Ein Winterkind – 15
2. Gefesselt – 23
3. Einen Monat alt: kleiner Hase – 29
  4. Kein Name – 45
  5. Maitage: Hexenhase – 59
  6. Die Unabhängigkeit – 65
7. Vier Monate alt: alltäglicher Lebensbereich – 79
  8. August: leichtfüßig – 103

## TEIL ZWEI

9. Kein Hasenjunge mehr – 124
10. Ultimatives Vertrauen – 136
11. Zwei Jahre alt: Wunder – 149
  12. Das Hasenkind – 159
13. Ein Blitz aus heiterem Himmel – 189
  14. Blutige Ernte – 203
  15. Geheime Wege – 225

Auswahlbibliografie – 236

Danksagung – 239





## Prolog

**E**s war ein eisig kalter Januar. Die Temperatur fiel  
Etliche Male unter Null. Im neuen Jahr begann es  
zu schneien und hörte nicht auf. Nur Mitte Februar  
legte kurzes Tauwetter die Schneeglöckchen frei, de-  
ren Spitzen bereits durch das durchnässte Gras lugten.  
Doch nur wenige Tage später lagen sie wieder unter  
einer frischen Schneedecke. Die Bäume standen weiß-  
gefroren unter einem Mantel aus verwehten Flocken,  
während vereiste Spinnennetze wie erstarrte Faden-  
spiele in den Heckenreihen hingen. Ein einsamer Fal-  
ke hockte auf dem Gartenzaun, geisterhaft im dämm-

rigen Licht. Vom Hunger angefacht durchstreiften hagere Füchse das Gelände, schlichen über Stock und Stein. Ein Häufchen blutverklebte Daunen war alles, was von einer üppigen Waldtaube übriggeblieben war, ein Anblick, als hätte jemand einen Sack voll Federn auf den Boden gekippt. Fasane durchquerten etwas verwirrt die Felder, mit langsamem Schritt auf eisigem Terrain, die Schwanzfedern bedeckt mit einer Schneekruste. *Hier entlang, immer hier entlang* schien uns ihre perfekt pfeilförmige Spur zu locken, während sie in die Ferne fortführte und irgendwann ganz verschwand.

In dieser Eiseskälte sprang in den Feldern – die Bewegung verlangsamte, weil neues Leben in ihr heranwuchs – eine Feldhäsin umher. Während sich die tief stehende Wintersonne mühsam über dem Horizont hielt, drückte sie sich fest an die Erde und nutzte jedes Versteck, das sie vor dem rauen Wind und dem gierigen Blick der Raubtiere schützte. Nachts scharfte sie mit den Vorderpfoten im Schnee, um zwischen den Stummeln eines Maisfeldes ein paar Grashalme auszugraben, oder kaute an der trockenen Rinde von Heckensträuchern – armselige Nahrungsquellen, um der Kälte zu trotzen und ihren ungeborenen Nachwuchs durch die zweiundvierzig Tage und Nächte der Tragezeit zu bringen.

Eines Nachts im Februar baute die Häsin am Rand eines Feldes unter einem Schopf aus langem, überhängendem Gras ein Nest. Dort gebar sie im Licht des

Mondes geräuschlos ein Hasenjunge, das so dunkel war, wie die Nacht selbst. Nur auf der Stirn trug es eine sternförmige, weiße Zeichnung. Erst leckte die Mutter das Junge sauber, dann ließ sie es trinken, während sie es mit ihrem Körper so lange stützte, bis es gelernt hatte, auf eigenen Beinen zu stehen. Danach stupste sie es besorgt fort vom Ort seiner Geburt, hinein in ein neues Versteck inmitten eines dichten Büschels aus abgestorbenem Gras – ein kuscheliges Zelt für das Hasenkind.

Kaum hatte sie das Junge zu ihrer Zufriedenheit getarnt, entfernte sich die Hasenmutter auf demselben Weg, auf dem sie gekommen war, und verwischte dabei mit den Spitzen ihrer Vorderläufe sämtliche Pfotenabdrücke. Eile war geboten, denn der Morgen dämmerte schon. Dabei bewegte sich die Häsin mit eleganten, federnden Schritten, als wollte sie vermeiden, auch nur einen Halm zu knicken. Sobald sie fertig war, sprang sie mit einem Stoß ihrer kräftigen Hinterläufe davon und ließ ihren Nachwuchs weit hinter sich. Ohne einen Bau, in dem sie ihr Junges hätte verstecken können, war es am klügsten, es allein zu lassen, Räuber bis zum Einbruch der Nacht abzulenken und erst im Schutz der Dunkelheit zurückzukehren.

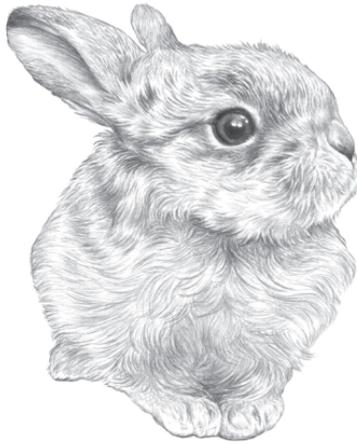
In den folgenden Stunden hatte der Winter ein Einsehen und lockerte seinen gnadenlosen Griff. Der Schnee schmolz, und der sumpfige Boden blubberte. Erleichtert wagten sich nun auch die Menschen wieder ins Freie. Das winzige Hasenjunge mit dem stern-

förmigen Mal auf der Stirn kauerte in seinem gräsernen Nest und drückte sich immer fester an den Boden, während es aufmerksam den Stimmen lauschte, die der Wind aus der Ferne zu ihm herübertrug. Doch da war noch etwas, das immer näherkam: die donnernenden Pfoten, der keuchende Atem und der moschusartige Geruch eines Hundes. Mit einem furchterregenden, triumphierenden Bellen, das die Luft erzittern ließ, hetzte er querfeldein auf das Versteck des Hasenjungen zu.

# Erster Teil







1.

## Ein Winterkind

»In Sibirien werden Hasen nach dem Zeitpunkt ihrer Geburt benannt: *nastovik* (geboren im März, wenn der Schnee eine Harschkruste hat), *letnik* (geboren im Sommer), *listopadnik* (geboren im Herbst, wenn die Blätter von den Bäumen fallen)«  
A.A. Cherkasov, *Notes of an East Siberian Hunter*, 1865

**I**ch stand an der Hintertür meines Hauses und machte mich eben für einen langen Spaziergang bereit, als ich Hundegebell und kurz darauf die Rufe

eines Mannes hörte. Ich zwängte eilig die Füße in meine Stiefel und lief über den Kiesweg hinüber zu der hölzernen Gartentür, um zu sehen, woher der Lärm kam. Es gab keinen Grund, warum sich ein Hund in der Nähe herumtreiben sollte. Die alte Scheune, in der ich lebte, stand mutterseelenallein inmitten weiten Ackerlandes, das von Bächen und Hecken in Stücke geschnitten und hier und da mit Wäldchen durchsetzt war. Als Kind hatte ich oft Geschichten gehört, in denen Wilderer Schlösser kappten und gewaltsam Gatter öffneten, um mit ihren Autos in die Felder und Wälder der Bauern vorzudringen, Wild und Kaninchen zu schießen oder ihre Hunde auf Feldhasen zu hetzen. Die weit weniger drastische Alternative war, dass ein Hund seinem Besitzer ausgerissen war – die umliegenden Wege waren beliebte Spazierstrecken –, weil er einem Kaninchen nachgejagt hatte oder einfach nur magisch von der offenen Landschaft angezogen wurde, dabei jedoch nichtsahnend Schafe auseinandertrieb oder nistende Vögel aufschreckte. Ein besonders übermütiger Hund war im vergangenen Jahr einmal über die Mauer in meinen Garten gesprungen, wo er keuchend innehielt und mit fröhlich peitschendem Schwanz wedelte, bevor er sich mit einem Satz wieder davonmachte. Das passierte sehr selten, daher war ich neugierig, was da draußen los war.

Ich lehnte an der Gartentür und suchte das Feld ab. Es erstreckte sich sanft ansteigend bis zum Horizont

und fiel dahinter für mich unsichtbar wieder ab. Der Himmel war stahlgrau. Ich ließ den Blick über die langen Heckenreihen schweifen, über die weiten Flächen aus kahlen Stoppeln mit letzten Flecken liegengebliebenen Schnees bis hin zu den finsternen Umrissen des nächsten Waldstücks. Keine Spur mehr von einem freilaufenden Hund. Der Wind strich mir eisig über meine Wangen und riss den weißen Rauch meines Atems mit sich fort. Ich tastete in den Taschen nach Handschuhen, schlug den Mantel fester um mich und begann meinen Spaziergang.

Ich lief auf einem kurzen, unbefestigten Pfad, der an einem Maisfeld entlangführte und in eine schmale, beiderseits mit hohen Hecken voll üppigem Brombeer- und Schneebeerengestrüpp flankierte Landstraße mündete. Der Feldweg hingegen bestand aus zwei kompakten, ungepflasterten Spuren, die trotz jeder Menge Schlaglöcher und Pfützen fest genug waren, um darauf zu fahren. Tief in Gedanken versunken, erreichte ich den höchsten Punkt und wollte eben das sanfte Gefälle zur Landstraße hinuntergehen, als ich von einer winzigen Kreatur aus den Gedanken gerissen wurde, die vom grasbewachsenen Mittelstreifen des Pfades zu mir emporblickte. Ich blieb wie angewurzelt stehen. Ein Hasenjunge. Daran hatte ich keinen Zweifel, obwohl ich noch nie zuvor einen Feldhasen aus der Nähe gesehen hatte.

Das Tier, nicht größer als meine Hand breit, lag mit offenen Augen auf dem Bauch, die kurzen, seidigen

Ohren fest an den Rücken gepresst. Es hatte dunkelbraunes, dichtes Strubbelfell, das entlang der Wirbelsäule leichte Wellen warf. Etwas länger standen die heller gefärbten Deckhaare und der Hasenbart vom Körper des kleinen Hasen ab, sodass Rumpf und Schnauze wie eine Korona aus Licht in der kraftlosen Sonne leuchteten. Doch inmitten der kahlen Erde und des trockenen Grases war kaum erkennbar, wo sein Fell endete und der Boden begann. Wäre da nicht das hastige Heben und Senken seines Körpers gewesen, hätte ich das Hasenjunge wohl für einen Stein gehalten, so perfekt fügte es sich in die leblose Winterlandschaft ein. Die mit knochenfarbenem Fell umrandeten Vorderpfoten hatte es leicht übereinandergeschlagen, wie um es sich gemütlich zu machen. Rund um die tiefschwarzen Augen trug es einen dichten, unregelmäßigen Ring aus cremefarbenem Fell und hoch auf der Stirn hatte es einen auffälligen weißen Fleck. Als ich in Sichtweite kam, schreckte es nicht auf, sondern fixierte den Boden.

Die klaffenden Mäuler von Kaninchenbauten am Fuße von Bäumen oder Böschungen und die vorbeihuschenden Wattebauschschwänzchen ihrer Bewohner kannte ich aus meiner Kindheit. Feldhasen hingegen waren selten und so scheu, dass man sie immer nur aus der Ferne sah, immer auf der Flucht. Ein Hasenjunge aus nächster Nähe zu sehen, vor allem eines, das einfach so da lag, ohne jeden Schutz, kam mir daher überaus seltsam vor. Die wahrscheinlichste Er-

klärung war, dass der Hund es gejagt oder geschnappt und wieder fallengelassen hatte. Nun lag es verirrt mitten auf dem Weg.

Ich überlegte, welche Möglichkeiten es nun gab. Entweder ließ ich das Hasenjunge dort liegen und hoffte, dass es einen sicheren Unterschlupf finden und von der Mutter geholt werden würde, bevor ein Raubtier es aufspürte oder es unter die Räder eines vorbeifahrenden Autos geriet. Oder ich konnte es hochnehmen und ins hohe Gras betten – mit dem Risiko, so dachte ich, dass seine Mutter es nicht mehr finden würde, weil es möglicherweise weit von seinem ursprünglichen Versteck fortgetragen worden war, oder es schlichtweg nicht mehr annehmen würde.

Als Kind war es für mich das allerschönste, wenn im Frühling die Lämmer auf die Welt kamen und ich meine Freizeit auf einem nahegelegenen Bauernhof verbringen durfte. Dort sah ich, wie Mutterschafe ihre Jungen unter den vielen Lämmern allein durch den Geruch erkennen konnten. Jedes andere Lamm, das sich einer anderen Mutter näherte und versuchte, ihre Milch zu trinken, wurde unsanft fortgeschubst. Ich erinnere mich noch gut daran, wie der Bauer einmal ein Mutterschaf, deren eigenes Lamm gestorben war, davon überzeugte, das Waisenkind einer anderen Mutter zu säugen, indem er es in das abgezogene Fell ihres toten Lämmchens wickelte. Denn nur wenn das mutterlose Lamm annähernd so roch wie das Lamm, das sie verloren hatte, war die Pflegemutter bereit, das

Lämmchen aufzuziehen. Wenn ich also meinen fremden Geruch auf das Hasenjunge übertrug, indem ich es aufhob – selbst um es nur wenige Meter fortzutragen –, konnte das bedeuten, es vor lauter Fürsorge umzubringen.

Ich hielt es für ausgeschlossen, dass das zerbrechliche Tier zu meinen Füßen allein überleben könnte, zumal in einer Umgebung, in der es vor Gefahren nur so wimmelte. Es gab Füchse und Falken, die ich oft dabei beobachtete, wie sie über die Felder kreisen, dann plötzlich die Flügel einklappen und sich wie Steine auf ihre Beute hinabstürzen. Solchen tödlichen Jägern, egal, ob sie zu Fuß oder aus der Luft kamen, war das Hasenjunge völlig schutzlos ausgeliefert. Dennoch wusste ich, dass ein Eingreifen des Menschen mehr Schaden anrichten konnte als Gutes bewirken, daher beschloss ich, der Natur besser ihren Lauf zu lassen. Ich ließ den kleinen Hasen also dort, wo ich ihn gefunden hatte, in der Hoffnung, dass er ins hohe Gras huschen würde und bald wieder mit seiner Mutter vereint sein würde. Ich zählte noch schnell die Zaunpfähle, damit ich die Stelle später wiederfinden konnte, und setzte meinen Weg fort.

Als ich, vier Stunden später, auf dem Rückweg wieder vorbeikam, hatte ich den Hasen fast vergessen. Doch er saß immer noch, mitten auf dem Weg, genau so, wie ich ihn zurückgelassen hatte. Er hatte keinerlei Deckung, Bussarde kreisten auf dem Himmel über ihm und klagten wie verlorene Seelen. Ich zögerte,

schließlich würde es noch einige Stunden lang hell sein. Besonders seltsam kam es mir vor, dass die Mutter noch nicht gekommen war, um ihr Junges zu holen. Das hätte sie, so dachte ich, doch längst tun müssen. Vielleicht hatte der Hund das Häschen möglicherweise verletzt oder die Mutter getötet. So oder so war klar: Die Gefahr, dass es überfahren, angegriffen oder gefressen würde, stieg mit jeder Minute, die es auf dem Weg liegen blieb.

Immer noch unsicher, wie man sich richtig verhalten sollte, beschloss ich schließlich aus dem Bauch heraus, das Hasenjunge bis zum Einbruch der Nacht mit nach Hause zu nehmen, um es dann an die Stelle zurückzubringen, wo ich es gefunden hatte. Um es nicht mit den Händen anzufassen, riss ich einige Büschel abgestorbenes Gras vom Wegrand aus. Ich hockte auf den Boden, wobei ich fast damit rechnete, dass es jeden Moment flüchten würde. Doch es machte keinen Mucks. Also nahm ich es an der Seite hoch, wickelte es in das Gras und legte es an meine Brust. So trug ich es die paar hundert Meter zurück zu meinem Haus und durch die Hintertür ins Innere.

Dort setzte ich das Hasenjunge behutsam auf der Arbeitsfläche ab, um es auf Verletzungen zu untersuchen. Ich nahm ein unbenutztes gelbes Staubtuch und schlug den Hasen darin ein, um sein Fell auch weiterhin nicht direkt zu berühren. Ich war erleichtert, als ich keine Spur einer Blutung oder einer Wunde entdeckte. Das Tier stemmte sich auf zittern-

den Vorderpfoten hoch, die nicht einmal halb so lang waren wie mein kleiner Finger und so dünn wie Bleistifte, und saß dann wackelig auf seinem Hinterteil, blinzelte und spreizte die Nasenlöcher, wie um die seltsame Umgebung in sich aufzunehmen. Hier im Haus, wo jeder Gegenstand für den menschlichen Gebrauch gemacht war, wirkte der Hase sogar noch winziger als draußen auf dem Spazierweg. Dennoch schien er keine Angst zu haben und machte keine Anstalten wegzulaufen. Sein Mund war eine kaum erkennbare schwarze Linie auf der Unterseite seines runden, kleinen Kopfes, die an beiden Seiten ein wenig nach unten zeigte, als wäre das Leben für ihn jetzt schon eine kleine Enttäuschung. Seine ebenholzschwarzen Augen trugen noch den milchig lilafarbenen Schleier, den viele neugeborene Wesen aufweisen. Es hatte kurze, steif abstehende Tasthaare, in spitzem Winkel gebeugte Hinterläufe und Hinterpfoten, die beinahe so lang waren, wie der gesamte restliche Körper.

Ich rief einen Naturschützer aus der Gegend an, der früher Wildhüter gewesen war. Ich erzählte ihm alles und holte seinen Rat ein. Mit meiner Idee, den kleinen Hasen ins Feld zurückzubringen, hatte er schnell aufgeräumt. Selbst wenn die Mutter es irgendwie wiederfand, würde es von ihr verstoßen werden, weil es trotz all meiner Vorsichtsmaßnahmen nun nach Mensch roch. Außerdem sagte er, dass er in all den Jahrzehnten der Arbeit in der freien Natur noch nie

gehört habe, dass jemand ein Hasenbaby erfolgreich aufgezogen hätte. »Du musst dich mit dem Gedanken abfinden, dass es wahrscheinlich verhungern wird oder durch den Stress stirbt«, sagte er mitfühlend, aber frei heraus. »Ich kenne Leute, die Dachse oder Füchse großgezogen haben, aber einen Feldhasen kann man nicht domestizieren.«

Ich schämte mich und war zutiefst besorgt. Ich hatte nicht vorgehabt, den Hasen zu zähmen, ich wollte ihm nur einen sicheren Unterschlupf bieten. Doch wie es aussah, hatte ich in meiner Einschätzung der Situation einen groben Fehler gemacht. Ich hatte ein junges Tier aus seiner natürlichen Umgebung gerissen – vielleicht grundlos – ohne zu überlegen, ob und wie ich mich überhaupt darum kümmern konnte. Die Folge war, dass es nun wahrscheinlich sterben würde. Ich war geknickt.

Ich wuchs mit drei Geschwistern und meinen Eltern, die in Übersee arbeiteten, im Ausland auf. In den Ferien fuhren wir nach England, um die Familie zu besuchen. So verbrachte ich die Sommer meiner Kindheit in unserem Haus auf dem Land. Meine Mutter hatte ein außergewöhnliches Gespür für Tiere, und ich erinnere mich noch gut daran, wie sie zu meiner großen Freude eine ganze Reihe von Igel, Babydohlen und einmal sogar einen Grünfinken, den wir aus dem Schnabel einer Krähe gerettet hatten, gesund pflegte. Ich liebte diese Ferientage, doch als ich die Schule und später dann die Universität hinter mir ge-

lassen hatte, richtete ich den Blick nach London und in die Welt hinaus.

In den folgenden Jahren rückte das Landleben in immer größere Entfernung. Der Puls meines Lebens schlug in der Stadt, in der ich in die Welt der Politik und Auslandsdiplomatie hineingesogen wurde. Als Politikberaterin entwickelte ich Ideen und Strategien für Personen, die in der Öffentlichkeit standen, unterstützte sie dabei, ihre Gedanken in Worte zu fassen und stand in Krisensituationen neben ihnen, gemeinsam mit einem eng vertrauten Team von ebenso hochmotivierten Menschen. Antoine de Saint-Exupéry, der Autor des *Kleinen Prinzen*, sagte einmal: »Kameradschaft entsteht nur, wenn man gemeinsam an einem Seil demselben Gipfel entgegenklettert«, womit er sehr treffend die Zielstrebigkeit beschrieb, die meine Kollegen und mich antrieb. Im Scherz sagten wir manchmal, dass wir, wenn es irgendwann zu einem Staatsstreich oder einer Revolution käme und alle anderen bereits geflohen wären, wir wohl die letzten sein würden, die im Bunker unseres Bosses im Kugelhagel untergehen.

Wenn ich nach etwas süchtig gewesen war, dann war es der Adrenalinstoß, der mich packte, wenn es eine schwierige Situation oder eine Krise zu bewältigen gab. Und ich war süchtig nach Reisen, zu denen ich oft innerhalb weniger Stunden aufbrechen musste. Ich vermied verbindliche Verabredungen, die mir die Flexibilität nahmen, einfach meine Tasche zu schnap-

pen und loszufahren. Was ich dadurch an Urlauben und Familienfeiern verpasste, machte ich nach meinem Empfinden mit unwiederbringlichen Erlebnissen und dem Besuch von Teilen der Welt wieder wett, die ich ansonsten niemals gesehen hätte: Bamako, Bagdad, Kabul, Algier, Damaskus, Ulaanbaatar, Tallinn, Sarajevo und Siem Reap. Am Wochenende oder an Feiertagen zu arbeiten, war für mich irgendwann ganz normal. Unter diesen Bedingungen wäre es grausam gewesen, ein Haustier zu halten, außerdem hätte ich es mir gar nicht vorstellen können. Ich beschäftigte mich mit internationalen Krisen, die mit Menschen zu tun hatten, selten mit Tieren. Meine Zeit verbrachte ich in Büros, Konferenzräumen und an Flughäfen, und ich würde mich auch nicht als praktisch veranlagte Person bezeichnen. Das letzte Tier, um das ich mich gekümmert hatte, war eine weiße Maus namens Napoleon gewesen, die ich mit acht Jahren bekam. Das nahm ein böses Ende, als unsere Hauskatze eines Tages, während ich in der Schule war, den Käfig umstieß und die Tür aufbekam. Was danach passierte, kann man sich vorstellen.

Als mich die Pandemie mit ihrer Zentrifugalkraft nach Hause aufs Land schleuderte und dort festhielt, tobte in meinem Inneren ein Kampf zwischen der Erleichterung beziehungsweise dem Bewusstsein, welches Glück ich hatte, und einer großen Rastlosigkeit und tiefempfundene Zukunftsangst. Das veränderte Tempo machte mir zu schaffen. Eine befreundete Kol-

legin begleitete mich aufs Land, als das Büro zusperrte. Rigoros behielten wir beide unseren Arbeitsrhythmus bei und planten ständig unsere Rückkehr in die City. Und in keinem der Szenarios, die wir diskutierten oder die ich für mich vorgesehen hatte, wäre Platz für einen Babyhasen gewesen. Noch vor wenigen Tagen hatte ich mich während eines einsamen Spazierganges auf einen Stein an einem Bach gesetzt, der nicht mehr als ein Rinnsal war. Die Stiefel steckten im Schlamm, und die leblosen Bäume über mir konnten kaum trostloser sein, als die Gedanken in meinem Kopf, die sich darum drehten, wie sich mein eigenes Leben zu einem traurigen Dahintröpfeln verlangsamt hatte. Und nun stand ich unversehens über ein wildes Lebewesen gebeugt, das ich irgendwie füttern und am Leben erhalten musste.

Das Hasenjunge wartete geduldig, ohne zu wissen, was mir durch den Kopf ging. Meine Freundin, die die ganze Szene mitverfolgte, packte meine Zweifel in Worte: »Versteh mich nicht falsch, aber ich glaube nicht, dass das eine gute Idee ist«, begann sie. »Was willst du damit machen, wenn du zurück nach London gehst? Wäre es nicht besser, es jemand anderem zu geben? Jemandem, der sich mit Tieren auskennt?« Daran hatte ich auch schon gedacht, doch noch während sie sprach, regte sich in mir die Dickköpfigkeit. *Ich kriege das schon hin.*

Ich rief meine Schwester an, die einen kleinen Bauernhof besaß, und erzählte ihr die ganze Geschichte.

Wie in aller Welt sollte ich ein wildes, vielleicht einen Tag altes Hasenbaby füttern? Sie räumte ein, über Feldhasen rein gar nichts zu wissen, ging aber davon aus, dass er vermutlich laktosefreien Milchersatz brauchen würde, wie man ihn auch zum Flaschenfüttern kleiner Kätzchen verwendete. Sie bot an, mir gleich am nächsten Morgen welchen zu besorgen. In der Zwischenzeit würde sie mir etwas von dem Zusatz vorbeibringen, den sie für die Flaschenfütterung von Lämmern verwendete. Sie setzte sich gleich ins Auto und brachte mir einen riesigen, ziemlich schlammigen und zerbeulten Eimer mit Deckel, in dem sich Milchpulver befand, und einen Kanister Desinfektionsmittel.

Mit gespielter Selbstsicherheit hob ich den Deckel von dem Eimer und prüfte das darin aufgehäufte gelbe Pulver, das, wie mir schien, für eine ganze Schafherde reichen musste. Als ersten Schritt musste ich die richtige Menge von Milch und Wasser ausrechnen, die ich für ein Wesen, das nur den Bruchteil des allerkleinsten Lammes wog, benötigen würde. Dafür musste ich das Hasenjunge erst wiegen. Es zeigte wieder keine Spur von Angst, als ich es aufhob und in der Schale meiner Küchenwaage absetzte. Eingewickelt in sein Tuch wog der Hase einhundert Gramm – weniger als ein Apfel.

Ich verrührte das Pulver mit Wasser und füllte das Gemisch in eine kleine Kosmetikflasche mit Pipette und Verschluss, die ich auseinandergenommen und

mehrmals gewaschen, desinfiziert und sorgfältig auf Rückstände untersucht hatte. Schließlich war mir bewusst, dass die Flasche eigentlich völlig ungeeignet war. Ich stellte sie dennoch einige Minuten lang in eine Tasse mit kochendem Wasser, drückte mir ein paar Tropfen des Inhalts auf die Innenseite meines Handgelenks, um die Temperatur zu prüfen, hob anschließend das Hasenjunge hoch und hielt es vorsichtig an meine Brust gedrückt. Es war warm und weich und beinahe gewichtslos, so klein, dass es problemlos in die Mulde meiner Hand passte. Durch den Stoff konnte ich die Form seiner Pfoten spüren.

Ich kippte den kleinen Hasen leicht mit der Schnauze nach oben, damit ich die winzige Öffnung seines Mundes leichter finden konnte, dann schob ich die Pipette hinein und drückte ein paar Tropfen Milch heraus. Der Hase schluckte und blinzelte. Der Großteil der Flüssigkeit schien sich jedoch unter seinem Kinn zu sammeln und dann weiter in sein Fell und in das Staubtuch hineinzulaufen. Hatte er einen ordentlichen Schluck getrunken? Ich war nicht sicher. Ich wiederholte den Vorgang, bis der Hase die Augen zumachte und anscheinend in meiner Hand eingeschlafen war.

Also trug ich ihn hinaus in den Flur und weiter in den Raum, den ich als Büro benutzte. Dort setzte ich ihn auf dem Teppich ab, damit ich mich an den Schreibtisch setzen und nach Informationen über die Aufzucht von Feldhasen suchen konnte. Wie sich herausstellte, gab es online unendlich viele gute Rat-

schläge über Kaninchen, aber so gut wie gar nichts über Feldhasen, von den allgemeinen Beschreibungen der Art einmal abgesehen. Sich selbst überlassen tapste der kleine Hase auf dem Boden umher. Jedes Mal, wenn er versuchte, sich aus der Waagerechten aufzurichten, rutschten seine Hinterbeine seitlich weg, und er landete auf dem Bauch. Er taumelte in seiner Zimmerecke umher, kippte oft dramatisch zur Seite und fiel gelegentlich auf die Nase.

In meiner Angst, er könnte bereits krank sein (man hatte mich gewarnt), rief ich panisch meine Schwester an und schlug vor, sie solle sich um den kleinen Hasen kümmern. Ich hatte einfach kein Vertrauen in meine Fähigkeiten und mir graute vor der Vorstellung, für seinen Tod verantwortlich zu sein. Im Gegensatz zu mir hatte meine Schwester den Großteil ihres Lebens auf dem Land verbracht. Ihre Ausbildung als Intensivschwester und ihr robuster Charakter haben sie so widerstandsfähig gemacht, dass sie weder Mensch noch Tier aus der Bahn werfen können. Sie rettet einem verunglückten Biker mit der gleichen Souveränität das Leben wie sie einem Mutterschaf hilft, das Schwierigkeiten beim Lammen hat. Für unsere gesamte Familie ist sie die erste Anlaufstelle bei medizinischen Notfällen. Ich hingegen bin zimperlich, wenn ich Blut sehe, und kann weder mit Krankheiten noch mit anderen Widrigkeiten des Lebens gut umgehen. Ich bevorzuge es – oder hoffe zumindest darauf –, sämtliche leidvollen Erfahrungen auf Abstand zu halten.

»Ich bin nicht die Richtige dafür«, erklärte ich ihr. »Ich weiß nicht, was ich tue. Ich werde es aus Versehen umbringen!« Ihre Antwort bestand daraus, all die Tiere aufzulisten, die bereits unter ihrem Dach lebten – zwei Katzen, zwei Hütehunde, ein Welp, mehrere frisch geschlüpfte Perlhühner, einige elternlose Lämmer und zwei Pfauenküken –, und die Kakophonie an Tiergeräuschen zu beschreiben, die diese erzeugten. Ihr Haus sei demnach eine gänzlich ungeeignete Umgebung für einen Babyhasen. Ich verstummte. »Du machst das schon«, munterte sie mich auf, bevor sie auflegte.

Als es langsam dämmerte, stellte ich meine Schränke auf den Kopf, bis ich eine passende Schuhschachtel gefunden hatte, die dem Hasen als Übergangswohnung dienen konnte, anschließend ging ich draußen noch einmal den Weg hinauf, um mehr Gras vom Feldrand zu sammeln, weil ich annahm, dass es ihm als Einstreu am vertrautesten sein musste. Das Gras, das ich zuvor kaum wahrgenommen hatte, stand hüfthoch. Die in der Sommersonne lange getrockneten Halme bogen sich unter dem Gewicht der federartigen Samenstände herab und neigten sich in die dominante Windrichtung wie das Standbild einer herabsausenden Welle. Ich schnitt einen Armvoll ab, trocknete das Gras zu Hause am Feuer und legte schließlich den Boden und die Seitenwände der Schuhschachtel damit aus, bevor ich den Hasen in sein improvisiertes Nest setzte. Oben ließ ich die Schachtel offen und legte als Deckelersatz

nur ein Büschel langer Grashalme auf den Karton, dann stellte ich sie im hinteren Teil des Hauses auf die beheizten Bodenfliesen. Ich beugte mich hinunter und sah dem Hasen noch einen Moment lang zu, um sicherzugehen, dass er nicht hungrig oder durstig war, froh oder Angst hatte. Doch er lag reglos da, die Pfoten nach vorne ausgestreckt und die Ohren eng zu beiden Seiten der Wirbelsäule angelegt. Seine dunklen Augen verrieten nichts. Ich wünschte mir inständig, dass er überleben würde, dann knipste ich das Licht aus und ging schlafen.

Während ich die Treppe hinaufging, musste ich an den Hahn denken, den ich als Kind hatte: Er hieß Charlie, war wild, dickköpfig und sehr gesellig. Als er krank wurde, brachten meine Eltern mich und meine Brüder und Schwestern fort, damit wir sein Ende nicht mit ansehen mussten. Doch als niemand hinsah, schlich ich auf Zehenspitzen den Flur zurück, weil ich, wenn ich mich recht erinnere, das Gefühl hatte, ihm helfen zu können. Doch ich erschrak, als ich sah, wie er mit trüb werdenden Augen schwach auf den dünnen, schuppigen Beinchen wankte, sein Schnabel herzerreißend nach Luft schnappte, und er schließlich seinen letzten Atemzug tat. Der stolze, zänkische Vogel, den ich so geliebt hatte, war tot, und ich spürte zum ersten Mal jene Mystik, die mein kindlicher Geist noch nicht fassen konnte. Nun fürchtete ich, am nächsten Morgen den schlaffen, leblosen Körper des kleinen Hasen vorzufinden und haderte erneut mit

meiner Entscheidung, das Junge mitgenommen zu haben. Ich fragte mich, ob seine Mutter wohl unter der Last der Muttermilch draußen im Feld nach ihm suchte, und schlief mit sorgenvollem Herzen ein.

